

A string of pearls is draped across the teal background, starting from the top left and curving down towards the bottom right. The pearls are light-colored and have a subtle luster.

MIRIAM  
CARBE

UNERWÜNSCHTE  
TÖCHTER

ROMAN  
HANSER

# Leseprobe

## Das Buch

Die Familie eines deutschen Jahrhunderts: Margarethe, Marianne, Monika, Miriam. Vier Generationen. Sie lieben sich, sie tun sich weh, sie kämpfen um ihre Unabhängigkeit. Sie stammen aus dem Bildungsbürgertum Dresdens, die Männer und Väter fallen in den Weltkriegen. Zum schlimmsten Zerwürfnis kommt es nach der Übersiedlung in den Westen, als die hochintelligente, labile Enkelin Monika in den Sechzigerjahren gegen alle Widerstände ein uneheliches schwarzes Kind zur Welt bringen will. Die Autorin selbst ist dieses Kind. Menschlich, eindringlich und mitreißend macht Miriam Carbe ein ganzes Jahrhundert erlebbar. Wer dieses Buch liest, begegnet sich selbst und den eigenen Familiengeschichten. Episch und epochal – ein Meisterwerk.

## Die Autorin

Miriam Carbe, geboren 1967, hat deutsche und nigerianische Wurzeln und wuchs in einer Familie von Frauen auf, die alle Tagebücher und Erinnerungsskizzen schrieben. Von ihnen erbte sie mehrere Kisten mit Notizbüchern, von denen die ältesten von 1908 stammen. Miriam Carbe hat drei Kinder und lebt in Frankfurt am Main. Sie arbeitet als Redakteurin bei Arte.

Miriam Carbe. *Unerwünschte Töchter*  
576 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book  
Erscheint am 28. Mai 2026

[hanser-literaturverlage.de](http://hanser-literaturverlage.de)

Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln  
Motiv: © WieHonigundMilch

HANSER

## 1. KAPITEL

# Der Schrank

Meine Urgroßmutter Margarethe ließ 1912 in Dresden bei einem Schreiner einen Schrank anfertigen. Der Schreiner war ein väterlicher älterer Herr, der genau fragte, was sie wolle, und sie dann mit einer Zeichnung auf Grundlage ihrer Wünsche überraschte, die ihr noch wesentlich besser gefiel als das, was sie sich vorgestellt hatte. Der Schrank war aus Kirschholz, dunkel geölt, oben ein schmales Kranzgesims mit leicht abgerundeten Ecken. Der obere Teil war verglast, mit zwei Flügeltüren, die in je achtzehn kleine Glasfensterchen gegliedert waren, hinter denen Goethe und Schiller würdig stehen konnten. Dieser Vitrinenaufsatz war leicht zurückgesetzt wie bei einem Sekretär, der Unterschrank war tiefer, die Türen waren aus Holz, hier konnten unansehnliche Dinge wie ihre Dokumente Platz finden. Rechts und links, nur mit kleinen Schienen ange-setzt, zwei einfache schmale Regale, so hoch wie der Schrank ohne das Kranzgesims. Als der Schreiner ihn mit einem Gehilfen brachte, strich Margarethe immer wieder über das Holz, bewunderte die Schlösser und Griffe aus glänzendem Messing und musste erst einmal einen Brief an ihre beste Freundin schreiben, bevor sie begann, ihn sorgfältig einzuräumen,

die großen Schriftsteller nicht nach dem Alphabet, sondern nach ihrer Bedeutung einsortierend. Du schimpfst immer auf alles, was du eitel findest, sagte ihr Mann, als er nach Hause kam. Aber das ist deine Form der Eitelkeit.

Margarethes Schrank ist oft umgezogen. Innerhalb von Dresden, dann nach Meiningen, am Ende war er in Ostwestfalen das einzige Möbelstück, das immer wieder einen Platz an verschiedenen Wohnzimmerwänden fand. Dort habe ich ihn mit vier Jahren erstmals bewusst wahrgenommen, bei einem Weihnachtsfest, an dem meine Großmutter Marianne mich in ihrer Mansardenwohnung mit einem selbstgebauten Puppenhaus überraschte. Es hatte in meiner Erinnerung drei Stockwerke, es könnten aber auch nur zwei gewesen sein, es wurde von kleinen Puppen bewohnt, die ein winziges bisschen zu groß für die Räume und die Möbel waren, und es hatte elektrisches Licht, eine kleine Schaltvorrichtung an der Seite, mit der man in allen Räumen des Hauses winzige Glühbirnen anoder ausschalten konnte.

Das Puppenhaus war in der Ecke des Raumes aufgebaut, in der wegen der Dachschräge nur ich stehen konnte. Daneben war eine kleine Kommode, und dann kam die Tür mit dem großen gelb gerillten Glasfenster, und auf der anderen Seite der Tür stand gleich der Bücherschrank mit den Regalen rechts und links. Das ist ein Bücherschrank, sagte zumindest meine Mutter, anklagend, denn meine Großmutter nutzte nur die Regale für Bücher, hinter die Glasflügel mit den zweimal achtzehn kleinen Fensterchen hatte sie eine große rosa Muschel gestellt und Fipps, den Affen, der zwei Schellen zu-

sammenschlug, wenn man ihn aufzog, und zwei kleine Ziegenböcke. Einer war schwarz wie mein Vater, einer weiß wie meine Mutter, sie waren magnetisch und schlugen die Köpfe zusammen, wenn man sie richtig herum zueinanderstellte; andersrum stießen sie sich unwiderstehlich ab. Für diese Schätze hatte meine Großmutter Goethe und Schiller auf die Seitenflügel verbannt. Bei ihnen standen unter anderem Werke von Rabindranath Tagore, die meine Urgroßmutter ebenfalls bei allen Umzügen mitgenommen hatte, was mich, als ich etwas älter war, zutiefst verwunderte, weil ich ihre Abneigung gegen alles Nichteuropäische kannte, es tief und vernichtend verstanden hatte, obwohl es mir in meiner Erinnerung nie jemand gesagt hatte. Warum war dann ein Inder, dessen Name wie eine magische Formel klang, würdig, bei Goethe und Schiller und Lessing zu stehen?

Beim Tod meiner Großmutter kamen die Schwiegertöchter ihres Bruders, um zu schauen, ob es etwas gäbe, was sie gebrauchen könnten, sie interessierten sich für das, was vom Meissener Porzellan übrig geblieben war, aber meine Mutter, die jahrelang eine große runde Waschmitteltrommel von Persil als Nachttisch benutzt hatte und der materiellen Welt meist fremd gegenüberstand, wollte das Porzellan behalten. Richtig erbost war meine Mutter, als eine der angeheirateten Cousinen sagte, sie würde gern den Schrank nehmen. Es stellte sich heraus, dass meine Mutter diesen Schrank mit den mittlerweile matten Messingschlössern als ihr natürliches Erbe betrachtete und schon bei ihrer verstorbenen Mutter Marianne immer in den falschen Händen gesehen hatte. Sie brachte ihn in ihre eigene Wohnung in Frankfurt, entsorgte Fipps, den

Affen, und die magnetischen Ziegen und füllte ihn wieder mit den alten Klassikerausgaben, und in die Seitenregale stellte sie die Werke türkischer Autoren, die sie im Original las.

Als meine Mutter starb, fürchtete ich diesen Schrank und wollte ihn nicht haben. Ich wusste auch gar nicht, wo in unserem schmalen Reihenhaus ich den Schrank hätte hinstellen können. Ich war froh, als mein Liebhaber mir anbot, ihn für mich aufzubewahren. Er stellte ihn in sein Schlafzimmer, hinter die Glasfenster kamen nun die Thomas-Mann- und Joseph-Roth-Ausgaben meiner Mutter, im rechten Seitenregal stand die dunkelrote Freud-Gesamtausgabe, die ich immer hatte lesen wollen. Der Schrank stand vor ihm, als er in meiner Abwesenheit mit seiner früheren Freundin telefonierte und mit ihr über seine Absicht sprach, mich zu verlassen. Als er wegen seiner Depressionen einige Wochen in einer psychosomatischen Klinik verbrachte und mir am Telefon sagte, ich verlangte zu viel Verbindlichkeit von ihm, mietete ich am übernächsten Tag einen kleinen Transporter und holte den Schrank ab. Ein Freund meiner Tochter kam mit und half mir dabei. Den Vitrinenaufsatz konnte man abnehmen, deswegen ließ er sich zu zweit gut tragen.

Die beiden Seitenregale lagerte ich im Keller eines Bürohauses ein. Den Schrank schleppten wir gemeinsam in mein Arbeitszimmer unterm Dach. Ich hatte immer geglaubt, der Schrank sei sehr groß, viel zu groß für das kleine Zimmer, aber das stimmte nicht, er passte perfekt, und mit ihm wurde es plötzlich ein richtiger Raum, den ich gerne betrat. Und

ich war endlich erwachsen genug geworden, um den Schrank zu besitzen, der vorher meiner Urgroßmutter, dann meiner Großmutter und zuletzt meiner Mutter gehört hatte. Meine Urgroßmutter hatte den Schrank ihren heiligen Dichtern geweiht, meine Großmutter den Spielereien, die sie fröhlich machten, meine Mutter hatte ihn wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführt, wenn auch mit kleinen Variationen. Und ich? Ich habe hineingestellt, was sie über ihr Leben geschrieben haben. Die vielen Tagebücher, die sie hinterlassen haben, stehen jetzt hinter den zweimal achtzehn Fenstern.

## 2. KAPITEL

### Villa Parsifal

An einer Stelle im hinteren Teil des Gartens, dort, wo im Schatten des großen Kirschbaums nichts wuchs und die Erde hart wie Stein war, hatten die Kinder eine kleine Treppe mit vier Stufen gebaut. Vor allem hatten ihre zwei kleinen Schwestern sie gebaut, aus dem Material, das Margarethe im Keller gefunden hatte, Steine, Holz, eine kaputte Schublade. Sie hatten alles aufeinandergeschoben, und Margarethe hatte ihnen gezeigt, wie sie die Treppe möglichst stabil bauen konnten. Natürlich hatte sie auch nicht gewusst, wie es geht, sie hatte ja auch noch nie eine Treppe gebaut, aber sie hatte immer gleich gesehen, was passte und was nicht, und die Kleinen hatten ihre Anordnungen andächtig ausgeführt, wie sie es immer taten. Als sie fertig waren, hatten sie alle die Mutter geholt, die mit einem leichten Unwohlsein auf dem Sofa im Salon ruhte, mit ihrem leicht gerundeten Bauch vom Baby, das unterwegs war. Die Mutter war aber aufgestanden, um sich das Bauwerk anzusehen. Als sie in die strahlenden Gesichter ihrer beiden kleineren Töchter schaute, konnte sie nicht anders, als ihnen zu sagen, wie schön die Treppe geworden sei. Aber während die beiden Kleinen zwischen der Mutter und

der Treppe hin- und herliefen und ihr, sich unterbrechend, jeden Bauschritt erklärten, wusste Margarethe schon, dass sie selbst keineswegs Zufriedenheit oder sogar Stolz zeigen durfte. Später, nach dem Abendessen, als das Mädchen die beiden Kleinen schon ins Bett brachte, hatte die Mutter dann auch gesagt, Grethe sei eine wilde Range, die mit den Kleinen nur Unfug veranstalte. Wozu sie denn eine Treppe bräuchten, hatte der Vater Margarethe gefragt. Und schon die Frage hatte die Mutter verärgert, die ihm vorwarf, er ermuntere Grethe immer. Schon allein der Ton, mit dem er ihren Unfug kommentiere, sei nicht angemessen.

Sie brauchten die Treppe, um zum Spielen über die Mauer auf das riesige Nachbargrundstück zu klettern. Von der Mauer aus konnte man runterspringen oder über eins der kleinen Bäumchen auf der anderen Seite klettern. Das Nachbargrundstück war noch unbebaut, aber schon verplant, auch hier sollten Villen entstehen, die Eltern sprachen oft darüber, sie hatten alles richtig gemacht mit der Villa Parsifal, einer der ersten Villen in dieser Straße im südlichen Dresden, unweit vom Bahnhof. Jetzt wurde hier immer mehr gebaut, und ihr Grundstück stieg im Wert. Ohnehin hatte der Vater alles richtig gemacht, nachdem er zunächst mit einer Fahrradmanufaktur mit der technisch versierteren Konkurrenz nicht mithalten können, hatte er sich auf seine Stärken besonnen, die Konjunktur genutzt, als Musikalienhändler den richtigen Riecher für den Geschmack des Publikums gehabt, sich die richtigen Rechte gesichert. Der Vater war erfolgreich, weil er mit allen reden konnte, mit Musikern, Musikliebhabern, Konzertveranstaltern, mit reichen Damen, besonders bei den

Damen war er so charmant, dass die Mutter, wenn sie bei solchen Gesprächen anwesend gewesen war, beim Abendessen eisig schwieg. Aber an den anderen Tagen lobte auch sie den Geschäftssinn des Vaters, und sein Erfolg war Stein geworden in der Villa Parsifal. Im Wintergarten zeigte das Fenstermosaik in Blau, Grün und milchig schimmerndem Weiß den Schwan aus *Lohengrin*. Nie sollst du mich befragen, zitierte der Vater.

Er zitierte ohnehin viel mit seiner vollen Stimme, er wusste und kannte alles, und was er sagte, hallte in Margarethe nach. *Per aspera ad astra*, durch das Raue zu den Sternen. Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod. Des Goldes Herr ist auch des Goldes Knecht.

Die Mutter zitierte immer Goethe, neben seinem Genie verbleiche alles andere, wie man in der Musik eigentlich nichts anderes brauche als Mozart, so habe die Literatur in Goethe ihren Höhepunkt gefunden. Davor war es Aufstieg, danach war es Niedergang. Und gleichzeitig war Goethe Seelentröster; anders als die geldgierigen Schwarzröcke mit ihrem Geschwafel vom Himmelreich hatte er den Menschen direkt ins Herz gesehen: Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide. Die Mutter hatte am 28. August Geburtstag, am selben Tag wie Goethe. Und der Vater war 1849 geboren, hundert Jahre nach Goethe.

Es war an einem Sommertag kurz nach dem Bau der Treppe, als die Mutter sagte, nachher komme der Fotograf, sie sollten ihre Sonntagskleider anziehen und um Punkt elf im Salon sein. Margarethe fragte, ob sie statt des hellblauen Sonntags-

kleids nicht ihr rotes Kleid anziehen dürfe, es sei zwar weniger vornehm, aber habe die schönere Farbe, und die Mutter sah sie an und sagte, sie wisse schon, dass die Bilder schwarz-weiß seien? Sie sollten keine wilden Spiele machen und bitte lesen oder mit den Puppen spielen, und Margarethe sei für ihre Schwestern verantwortlich. Zuerst saß Margarethe auf dem kleinen Sofa und las Balladen. Wenn sie Goethe las, machte sie in den Augen ihrer Mutter nichts falsch, und es war immer noch besser, als mit Puppen zu spielen. Ihre Schwestern zogen den Puppen Nachthemden an und brachten sie ins Bett, und als die Puppen zum fünften Mal aufgewacht waren und wieder ins Bett gebracht werden mussten, war es endlich elf Uhr, und sie rannten mit ihren Sonntagsschuhen in den Salon. Aber der Fotograf war noch nicht da. Er sei offensichtlich verspätet, sie sollten sich gedulden, er komme sicher bald.

Sie gingen wieder ins Kinderzimmer, und Margarethe erzählte den beiden Kleinen, die Eingeborenen in der Südsee glaubten, auf einem Foto sei die Seele der Abgebildeten gebannt. Deswegen hätten sie Angst, wer ihr Foto besitze, könne auch über ihre Seele oder ihr Leben bestimmen. Wenn jemand das Foto zerstöre, dann würden sie sterben. Aber das sei doch Unfug, riefen die Kleinen. Ja, aber sie glauben das, und dann fallen sie wirklich tot um. Sogar wenn sie gar nicht dabei sind, wenn das Foto zerstört wird – sie spüren es, und ihr Herz bleibt stehen, behauptete Margarethe. Und als ihre Schwestern sie ängstlich ansahen, beruhigte sie sie und sagte, ja, das sei die Macht des Aberglaubens in der Südsee, aber in einem fortschrittlichen Land wie Deutschland glaube das niemand, deswegen könne es auch nicht passieren. Und sonst

würden sich so mächtige Leute wie der sächsische König oder der Kaiser ja erst gar nicht fotografieren lassen.

Die Sonne strahlte Säulen aus tanzenden Staubkörnern ins Zimmer. Margarethe hatte den Kleinen einmal erzählt, das seien die Seelen der unerlösten Heiden, die ungetauft nicht in den Himmel dürften und nun für immer in der Luft stehen müssten. Sie selbst hatte später die Mutter gefragt, ob der Staub in der Sonne nicht ein Zeichen dafür sei, dass Sanne nicht ordentlich putze, aber auch da hatte die Mutter sie mit ihrem üblichen leichten Verwundern über dumme Fragen angesehen und ihr gesagt, es sei immer Staub in der Luft. Aber warum? Weil es eben so ist. Margarethe sagte darauf dann nichts mehr, aber es schien ihr doch ein merkwürdiger Makel in Gottes Schöpfung zu sein, warum überall dieser Staub, der dann immer weggewischt werden musste?

Nachdem die Kleinen sich lange genug über die Eingeborenen der Südsee gewundert hatten und vor Erleichterung darüber, dass in Deutschland niemand wegen eines Fotos tot umfiel, ausgiebig gekichert hatten, merkten sie alle drei, dass sie sich langweilten. Sie beschlossen, die Mutter zu fragen, ob sie bei dem schönen Wetter nicht doch ein wenig im Garten spielen dürften, nur schaukeln, wenn sie vorsichtig schaukelten und vorher die Schaukel ordentlich abwischten, wäre das ja nicht schlimm für ihre Sonntagskleider, schließlich hätten sie auch schon öfter nach dem Kirchengang geschaukelt. Aber die Tür zum Schlafzimmer war geschlossen, und die Köchin Johanna sagte, sie sollten die Mutter ruhen lassen. Der Vater war heute nicht ins Geschäft gegangen, weil der Fotograf kommen sollte, er saß oben im Dachgeschoss in seinem

Büro mit dem großen Fenster, aus dem man bis zum Hauptbahnhof sehen konnte. Aber sie trauten sich nicht, bei ihm zu klopfen, es hatte nur ein einziges Mal eine Situation gegeben, in der es ihnen gerechtfertigt erschienen war, den Vater bei der Arbeit zu stören. Da hatten die Köchin und das Mädchen beide Ausgang gehabt, und die Mutter hatte nach dem Versuch, den beiden Kleinen ein einfaches Lied auf dem Flügel beizubringen, einen Schwächeanfall erlitten und sich neben dem großen Instrument auf den Boden gelegt.

Sie saßen zu dritt auf dem kleinen Sofa, die Puppen schliefen, die Legespiele legten sich alle schon von selbst, die Bilderbücher hatten ihre Geschichten so oft erzählt, dass die Kleinen, die noch gar nicht lesen konnten, die Seiten umdrehen und den richtigen Text dazu sprechen konnten. Um sie herum dehnte sich eine endlose Wüste voller Zeit, ein Stillstand, der alles verschluckte und verschlang und aus den gerüschten hellblauen Vorhängen Leichentücher für die Ewigkeit machte. Die Decke drückte sie nieder, die Wände sperrten sie ein. Da beschlossen sie, in den Garten zu gehen, so schlimm konnte es schon nicht sein.

Sobald sie durch die hölzerne Hintertür mit den beiden kleinen Fenstern nach draußen gelangten, fiel die Zähigkeit des Kinderzimmers von ihnen ab.

Margarethe schubste abwechselnd ihre beiden kleinen Schwestern auf der Schaukel an. Ihre Sonntagskleider bauschten sich in der Bewegung, mit ihren Füßen schwangen sie hoch, dass sie fast glaubten, bis in die Rosen springen zu können, obwohl sie wussten, dass es zu weit war und sie dann

wieder auf dem kleinen Rasenflecken davor landen würden. Sie wussten, dass sie nicht springen sollten in den feinen Kleidern, aber das war schade. Dann setzte sich Margarethe auf die Schaukel und nahm abwechselnd eine der beiden Kleinen auf den Schoß, mal die kleine Hanny, während Tutty eifersüchtig im Stützdreieck der Holzstangen der Schaukel stand und in Ermangelung einer Uhr an ihren Fingern bis zwanzig zählte, und dann wieder Tutty. Als Tutty dran war, ließ Margarethe die Schaukel zusätzlich zur Bewegung nach vorne und nach hinten kreisen, rechts und links, so dass Hanny zur Seite springen musste und sie fast seitlich an den Querstreben angeschlagen wären. Margarethe und Tutty lachten, die Schaukel zitterte in ihrer Verankerung, und die warme Luft strich ihnen übers Gesicht, Windsbraut – sprach der Vater in Margarethe, das riss uns wie die Windsbraut fort und schmiss uns tief in Blut und Mord und in die Lanzennacht. Tutty wollte gar nicht mehr aufhören, aber dann begann Hanny fast zu weinen, und da setzte Margarethe die protestierende Tutty ab und nahm Hanny auf ihren Schoß. Tutty entfernte sich, sie pflückte Gänseblümchen für einen Haarkranz, und Margarethe ließ wieder die Schaukel windsbrautwild hin und her kreisen und gab ihr dabei immer mehr Schwung.

Ich will runter, rief Hanny.

Du musst keine Angst haben, es ist schön, komm schon, rief Margarethe und stieß noch höher ab und hielt Hanny fest, die noch einmal rief, dass sie runterwolle. Sie drehten und schaukelten, vor ihnen kreisten die Rosen, wenn Margarethe den Kopf in den Nacken legte, schwankte hinter ihnen die Villa wie ein betrunkenes Schiff, und auch der blaue

Himmel war ein Teil des Kreisels, in dem sie sich immerfort drehten, und Margarethe lachte wieder. Sie hielt die kleine Hanny fest, ein Eichhörnchen huschte einen Ast entlang, es ging hoch und runter und rundherum. Da riss uns die Windsbraut fort. Aber genau in dem Moment, als sie hoch oben waren, mit dem Rücken zur Erde und zur Endlichkeit, rülpste Hanny einen Schwall Erbrochenes aus, auf ihr Kleid und auf Margarethe.

Hanny war ganz blass und sagte nichts, Tutty ließ die Gänseblümchen ins Gras fallen und kam zur Schaukel zurückgelaufen. Und rief, was wird die Mutter sagen?!

Margarethe stand einen Augenblick lang ratlos da, da war fast mehr Erbrochenes auf ihrem Kleid als auf Hannys.

Die Mutter schlug nie zu, auch der Vater nicht, sie waren sich einig, dass das primitiv war, eine Erziehungsmethode der einfachen Leute. Um zu bestrafen, schwieg die Mutter, früher meist nur für ein paar Stunden, so lange, bis Margarethe zu weinen begann, mittlerweile, da Margarethe sich vor diesem Schweigen eher zurückzog, konnte das Schweigen tagelang dauern. Margarethe schnippte etwas von dem brockigen Erbrochenen ins Gras. Dann zog sie die kleine Schwester zur Wassertonne neben der Schuppentür und begann, sie beide abzuwaschen, aber sie hatte kaum damit begonnen, da öffnete sich die Hintertür des Hauses, und ihre Mutter stand da, und ihr Ruf, dass der Fotograf gekommen sei, erstarb, als sie die Töchter in ihren besudelten Kleidern sah.

Auf dem Foto, das dann wenig später, wegen des schönen Wetters und um die Villa ins Bild zu setzen, im Garten gemacht wurde statt im Salon, sieht man sie schweigen, die Mutter, Anna Maria Augusta Weber, geborene Richter. Sie sieht älter aus als ihre 32 Jahre in dem dunklen Umstandskleid, wobei ihr sich wölbender Bauch von Hanny verborgen wird, der niedlichen blonden Tochter, die in einem etwas zu engen Kleidchen, das zum Ersatz bestimmt worden war, auf ihrem Schoß sitzt und lächelt. Neben ihr steht ihr Mann, Carl Hermann Weber, er trägt einen Schnurrbart, die ein wenig zu langen Haare zeigen den Musikliebhaber und Wagner-Verehrer, aber nichts an seinem würdevollen Blick lässt die Leidenschaft erraten, die neun Jahre zuvor dazu geführt hat, dass Margarethe schon knapp drei Monate nach der Hochzeit ihrer Eltern als gesundes, fast dreieinhalb Kilo schweres Baby auf die Welt gekommen ist. Rechts neben ihm steht Tutty und schaut so besorgt in die Kamera, als fürchtete sie, die Eingeborenen der Südsee könnten doch recht haben mit ihrer Angst vor der Macht der Fotografie. Margarethe steht links neben ihrer Mutter, in dem zu kurzen Kleid, das ihr noch halbwegs gepasst hatte. Sie sieht heiter aus mit ihrem runden Gesicht, das vom Mittelscheitel noch betont wird. Die hellbraunen Haare sind zurückgesteckt zu einer weichen, vollen Welle.

Nachdem der Fotograf sie entlassen hatte, floh sie vor dem Schweigen hinaus in den Garten, diesmal ohne ihre Schwestern, die, noch eingeschüchtert, zu ihren Puppen zurückkehrten. Sie lief durchs Gras bis zu der kleinen selbstgebau-

ten Treppe und kletterte auf der anderen Seite der Mauer an einem kleinen Walnussbäumchen hinunter. Sie war allein. Es waren die großen Ferien, und nachher würden die anderen Kinder aus der Nachbarschaft kommen, um Räuber und Gendarm zu spielen oder Verstecken oder Wer hat Angst vorm schwarzen Mann. Margarethe würde den Ton angeben und meistens gewinnen. Wie anstrengend das war, immer ein bisschen klüger und schneller zu sein, aber die anderen erwarteten es von ihr, und sie konnte auch nicht anders.

Aber jetzt war sie allein, niemand war da. Sie zog die Schuhe aus, die drückten und nicht schmutzig werden durften, und stopfte die Strümpfe hinein. Und spielte mit ihren Zehen in dem kühlen Gras. Heil dir, du Siegerin! Überwindein! Des Rosenfestes Königin. Triumph dir! Margarethe war die Amazonenkönigin Penthesilea. Amazone hatte der Vater über sie gesagt. Ein neunjähriges Mädchen sahen die meisten in ihr, ein unwichtiges Kind. Aber nur weil sie klein war und wie ein Kind aussah, war sie keins, sie trug all die Dramen, Sagen und Balladen in sich und schritt nun würdevoll wie eine siegreiche Fürstin über das ungemähte Gras des Baulands, das jetzt noch ihr und den Schmetterlingen gehörte. Es war unerwartet schön, mit nackten Füßen durch das Gras zu gehen, all die Büsche ringsumher, die wunderbare Verstecke abgaben, und noch weiter hinten der Bach, den sie neulich mit Ästen gestaut hatten. Margarethe begann durch den Garten zu rennen, die Amazonenkönigin galoppierte mit ihrem Pferd, und Margarethes Füße gallopierten über das weiche Gras, der Himmel war blau mit zwei großen, freundlichen Wolken, sie lief, und das weiche Gras streichelte ihre

Beine, und dann flog sie, Windsbraut, auf der Sommerbrise, in ein Glücksgefühl, wie sie es noch nie gekannt hatte.

Ein paar Monate später wurde der kleine Siegfried geboren. Die Schwestern wurden von der Mutter zur Wiege aus geschnitztem Fichtenholz geführt und standen dann um den kleinen Bruder herum, der sie mit rotem Gesicht nicht ansah, sondern sich in den engen Tüchern, in die die Mutter ihn gewickelt hatte, unter dem hellblauen, blumenbestickten Baldachin unruhig wand. Er habe sie alle drei schon jetzt ganz inniglich lieb, behauptete die Mutter und nahm dabei Hanny und Tutty an die Hand. Jetzt hätten sie einen Stammhalter, der den Namen Weber forttragen würde, denn die Mädchen würden ja irgendwann heiraten und dann ganz anders heißen.

Als sie einige Wochen später mit den Nachbarskindern in einem Garten ein paar Häuser weiter das Märchen vom Rumpelstilzchen spielen wollten, erhob ein blondes Mädchen den Anspruch, die Königin, vormals Müllerstochter, zu spielen, die dem Rumpelstilzchen ihr erstgeborenes Kind versprochen hatte. Nein, sagte Margarethe, die würde sie spielen, die andere könnte ja die Amme sein. Es kam zu einem Streit, bei dem ihre Konkurrentin auf ihr langes blondes Haar verwies, das wie das einer Königin aussehe. Die anderen Kinder waren teils unentschieden, teils auf der Seite der anderen, es müsse ja nicht immer Margarethe im Mittelpunkt stehen, sie habe ja gerade erst Dornröschen und Achilles und den heiligen Franziskus gespielt. Da trumpfte Margarethe mit dem kleinen Siegfried auf, sie hätte ein echtes Baby, das sie vor dem

Rumpelstilzchen retten könnten, und die andere gab sich geschlagen.

Während die Nachbarskinder warteten, eilte Margarethe zum Haus, rannte die große, breite Treppe hoch und fand den kleinen Siegfried allein und mit neben dem Kopf geballten Händchen schlafend im Kinderzimmer vor. Nebenan saß die Mutter, einen Brief schreibend, hinter der Tür und rief nur, dass es zum Glockenläuten Abendbrot gebe und Margarethe dafür verantwortlich sei, dass die Mädchen pünktlich kämen. Vorsichtig nahm Margarethe den kleinen Siegfried heraus, wie es ihr die Mutter gezeigt hatte, das Köpfchen gestützt, und nahm ihn auf den Arm. Er grunzte nur leise und schlief weiter. Dann stürzte sie mit ihm auf die Straße hinaus, statt, wie sie es sonst gerne tat, den Weg über die Gartenmauern zu nehmen. Als sie in die Einfahrt des Gartens einbog, in dem die anderen warteten, lief sie der englischen Gouvernante in die Arme, die sie fragte, ob die Mutter denn konsentiert habe, dass sie den kleinen Bruder mitbringe. Ja, natürlich, behauptete Margarethe, und sie war gerade rechtzeitig bei den anderen, die schon angefangen hatten, Klatschspiele zu machen, und schon wieder vergessen zu haben schienen, dass sie Rumpelstilzchen spielen wollten. Doch dann scharten sie sich begeistert um den schlafenden Siegfried und bewunderten ihn wie sonst ein kleines Kätzchen und einen Welpen und ließen sich von Margarethe ihre Rollen zuweisen, als prahlerischer Müller, als Bote, als Rumpelstilzchen, als blonde Amme. Dann rang Margarethe fürchterlich die Hände als Müllerstochter, die Stroh zu Gold spinnen sollte, während die Amme den noch immer schlafenden Siegfried halten durfte, der in dieser Szene

eigentlich noch gar nicht geboren war. Ein Junge mit Brille spielte das Rumpelstilzchen listig und dämonisch, und als er zu der Stelle kam, »heute back ich, morgen brau ich, übermorgen hole ich der Königin ihr Kind«, riefen alle im Chor: »Ach, wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß!« Tutty war glücklich, dass sie den Boten spielen durfte, der Margarethe, die jetzt Siegfried übernommen hatte, den rettenden Namen des bösen Rumpelstilzchens nennen durfte. Aber in diesem Moment kam die Mutter in den Garten, flankiert von der Hausbesitzerin und der englischen Gouvernante. Stumm stürmte sie auf Margarethe zu und riss ihr das Baby aus den Armen.

An diesem Abend schwieg die Mutter nicht, sondern saß in seltener Einigkeit neben dem Vater am Tisch, und beide sagten, Margarethe habe in unverantwortlicher Weise ihren armen kleinen Bruder in Gefahr gebracht. Sie leide unter Geltungsdrang, wolle immer etwas Besonderes sein, den Ton angeben, es fehle ihr an Bescheidenheit. Sie sei jetzt neun Jahre alt und könne sich nicht mehr wie ein kleines Kind benehmen, schon gar nicht wie ein Junge, denn der sei sie nicht. Sie sei ein Mädchen und solle sich auch wie eines schicken. Die Amazonenzeit ist vorbei, Grethe, sagte der Vater, wir haben jetzt einen richtigen Sohn, wir brauchen keinen Wildfang, der sich wie einer gebärdet. Immer wieder forderte die Mutter Margarethe auf, sie anzusehen, immer wieder wanderte Margarethes Blick zu den verschlungenen bunten Blumen auf der Tasse aus Meissener Porzellan, aus der die Mutter einen Tee trank, Blumen waren überall im Haus, als Stillleben, als Muster auf Polstern, Gardinen, Kleidern, als Stuck an der Decke.

Bunte Blumen stecken in weiße Tücher, das war die Lieblingsbeschäftigung der Mutter, für ihre Kunstfertigkeit darin wurde sie bewundert. Und Margarethe fand alles Florale so unüberwindbar gähnend langweilig, jede Spinne war ihr lieber. Mit jedem Wort, mit dem die Eltern von ihr mehr weibliche Zucht, mehr mädchenhaftes Betragen forderten, wurden ihr die Blumen auf der Tasse unerträglich, sie hätte die Tasse am liebsten mit der Hand auf den Boden gefegt.

Als Margarethe sechzehn Jahre alt war, zog ins Nachbarhaus ein junges Mädchen ein, das wohl kaum älter war als sie selbst. Als sie es das erste Mal vom Wohnzimmer aus im Vorgarten der Nachbarn zur Eingangstür gehen sah, fand sie etwas an dem Mädchen rätselhaft anziehend. Sie war erstaunt, auf welche banale Formel Tutty diese Anziehungskraft ein paar Tage später brachte, als sie beide gemeinsam auf dem Heimweg von der Schule der neuen Nachbarin begegnet waren: Die ist ja eine Augenweide. Margarethes Schwestern hatten gerade begonnen, sich stundenlang über die Frisuren der älteren Mädchen zu unterhalten oder beim Stadtbummel vor den Schaufenstern der Modistinnen zu streiten, ob eine breitere oder eine schmalere Hutkrempe eleganter sei. Sie konnten wie die Mutter andächtig über Stoffe streichen, und sie malten sich aus, wie sie sich kleiden würden, wenn sie groß wären. Margarethe hatte an solchen Gesprächen noch nie teilgenommen und sich auch den Betrachtungen entzogen, ob diese oder jene nun hübsch sei oder gar schön. Als sie das Mädchen aus dem Nachbarhaus sah, hochgewachsen, schlank, lange braune Locken, breite Wangenknochen und

ein herausfordernder Mund, fühlte sie sich zum ersten Mal durch das bloße Aussehen eines Menschen aus dem Gleichgewicht gebracht. Von der Mutter erfuhr sie, dass das Mädchen Ada hieß, aus Süddeutschland kam und auf die kleine Tochter der Nachbarn aufpassen sollte.

Kurz darauf gab es in der Aula des nahe gelegenen Jungengymnasiums einen Aufklärungsvortrag über Telepathie. Noch größerer Unfug als Religion, sagte die Mutter. Aber der Vater fand es interessant, es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als Eure Schulweisheit sich träumen lässt. Und so war beschlossen, dass sie zusammen hingehen würden, was Margarethe schon Tage vorher freute.

Sie waren früh da und gingen gemeinsam die breiten, ausgetretenen Stufen zur Aula im ersten Stock hinauf. Das riesige dunkle Fenster im Treppenhaus bestand aus unzähligen kleinen Scheiben. *Non scholae, sed vitae discimus* stand über der Tür. Margarethe fand Latein vornehm und geheimnisvoll, auf ihrer Schule lernten sie nur Englisch, und sie hatte versucht, sich mit einem alten Lehrbuch ihres Vaters die Sprache selbst beizubringen, war aber nach nur zwei oder drei Wochen nicht dabeigeblichen und schämte sich seitdem, immer wenn sie daran dachte, für ihr mangelndes Durchhaltevermögen. *Per aspera ad astra*. Zu welchen Sternen konnte sie schon kommen, wenn sie so gar nicht bereit war, sich zu quälen.

Margarethe war noch nie im Jungengymnasium gewesen, ihr Bruder war ja noch zu klein. Hinter den vielen Türen auf diesen langen, nach Essigreiniger riechenden Gängen lernten sie und wurden nicht selten mit dem Stock geschlagen, wie die Jungen aus der Nachbarschaft erzählten. In ihrer Schule

wurden die Mädchen nur gemäßregelt und mit Strafarbeiten belegt. Der große Saal mit dem strahlenden hellen Parkett war schon etwa halb voll, Margarethe und der Vater fanden einen Platz in einer der mittleren Reihen. Ein paar Stühle weiter saß ein junger Mann, den sie einmal auf einem Gartenfest kennengelernt hatte, er sah mehrfach zu ihr rüber und versuchte, ihren Blick zu fangen. Was der sich einbildet, dachte Margarethe.

Der Vater grüßte einen älteren Herrn, der in der Gewerbeskapelle Bratsche spielte. Die Musik sei doch der beste Beweis, dass es so etwas wie Telepathie geben müsse, beim gemeinsamen Musizieren wisse man oft weit über Rhythmus, Melodie und gemeinsames Proben hinaus, wann der andere einsetzen, pausieren, lauter oder leiser werden würde. Der Vater spielte Klavier und Waldhorn, mit anderen Menschen gemeinsam zu musizieren, sei Magie, sagte er, Telepathie und Zauberei, im allerbesten Fall schwebt man in der Musik und weiß gar nicht, welche Klänge man selbst, welche die anderen hervorbringen.

Margarethe wollte antworten, sich dabei auch verteidigen, denn ähnlich wenig Ausdauer wie beim Latein hatte sie auch beim Klavierunterricht gezeigt, aber in dem Moment kam die schöne Ada von nebenan durch die große Flügeltür in den Saal, offenbar allein, nicht am Arm einer Freundin oder eines Mannes, da ist unsere Nachbarin, sagte Margarethe, und ohne nachzudenken, winkte sie ihr zu und zeigte dann sogar noch auf den freien Platz links von sich. So selbstverständlich, wie Margarethe sie herbeigewunken hatte, kam Ada zu ihnen, sie reichte dem Vater und Margarethe die Hand und stellte sich

vor. Das wissen wir schon, sagte Margarethe. Soso, sagte der Vater, da habe man also nur ihm die Existenz einer so bezaubernden Nachbarin verschwiegen, er küsste elegant die Hand, die Ada ihm hingehalten hatte, bezaubernd, einfach bezaubernd, sagte er. Und als Ada auf der anderen Seite von Margarethe Platz genommen hatte, beugte er sich vor, so weit, dass Margarethe die kahl werdende Stelle auf seinem Hinterkopf sehen konnte, und sagte, er habe einen so lieblichen Dialekt wie den der neuen Nachbarin zuletzt bei einer Kundin aus Bamberg gehört, ob Ada auch aus dieser Gegend stamme. Sie komme tatsächlich aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Bamberg, sagte Ada, und der Vater war noch verzückter, ja, er habe ein Ohr für Dialekte, genau wie ein Auge für wahre Schönheit, man spreche ja immer von Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen, aber offenbar wüchsen auch in der Gegend von Bamberg gar wunderbare Geschöpfe heran.

Der Saal hatte sich gefüllt, fast alle Plätze waren besetzt, und jetzt kam der Vortragende herein, ein Herr Doktor Martin Kruse aus Jena, groß und nervös in einem blauen Samtrock, und kündigte an, sein Ziel an diesem Abend sei, das verehrte Publikum, das von allerlei Scharlatanen seit Jahrzehnten in die Irre geführt werde, nachhaltig zu desillusionieren. Anders als vielfach angenommen, gebe es keine Beweise dafür, dass jemals jemand mit Verstorbenen kommuniziert habe. Doktor Kruse sprach ausführlich über den Fall der Fox-Schwwestern aus Hydesville in den Vereinigten Staaten von Amerika, die Morsezeichen aus dem Jenseits auffingen. Die Schwwestern hätten mit ihren Séancen bei den leichtgläubigen Amerikanern ein Vermögen verdient, und sogar die Frau des

amerikanischen Präsidenten sei von ihren spiritistischen Fähigkeiten überzeugt gewesen. Doch im Jahr 1888 hätten sie gestanden, die Klopfzeichen selbst mit ihren Zehengelenken, die sie unmerklich bewegen konnten, erzeugt zu haben. Doktor Kruse führte noch mehr Beispiele für Scharlatanerie auf. Dabei sprach er so langsam, dass man immer schon im Voraus wusste, was als Nächstes kommen würde. Margarethe spürte, wie der Vater neben ihr noch eine Weile darauf hoffte, jetzt doch noch ein paar spannende und überraschende Einsichten präsentiert zu bekommen, aber dann ließ auch seine Spannung nach, er sackte ermattet in sich zusammen, als Herr Kruse nach einer Wasserkaraffe griff.

Nichts als Neid, sagte Margarethe, als nach dem Ende des Vortrags die Menschen geklatscht hatten und begannen, den Saal zu verlassen. Das sei doch mehr Konkurrenzneid gewesen auf die Spiritisten, die in der Tat teilweise märchenhafte Honorare bezögen, als echte Aufklärung. Für so einen trockenen Doktor Kruse wolle man natürlich nicht so tief in die Tasche greifen. Der Vater und Ada stimmten ihr zu, es sei enttäuschend gewesen, dass er alles Spiritistische so in Bausch und Bogen verdammt habe, obgleich es doch viele Hinweise auf übernatürliche Geschehnisse gebe. Nur weil hie und da ein paar Scharlatane die Leichtgläubigkeit des Publikums missbrauchten, müsse man doch nicht die ganze geheimnisvolle Welt des Parapsychologischen verdammen. Und das auch noch in so langweiliger Manier.

Zu dritt schritten sie die breite Schultreppe hinab, im gemessenen Schwarm des gedämpften murmelnden Publikums, der Vater zog seinen Hut vor einer Kundin, Margarethe be-

wunderte Adas gelbes Samtkleid, unter dem beim Hinuntergehen der Treppe am Knöchel ein kleines Silberkettchen aufblitzte. Die kleinen Schwestern hätten das wieder sachkundig eingeordnet, ihr blieb aus Mangel an Interesse an modischen Dingen nur Staunen über eine Eleganz, die ihr selbst verwehrt schien.

Als sie in die für Ende April noch sehr kühle Abendluft hinaustraten, bestand der Vater darauf, dass sie sich rechts und links bei ihm einhängten. Der Neid aller Passanten werde ihm sicher sein mit zwei so schönen Mädchen am Arm. Und vor einem weiteren Kunden, einem sehr dicken Herrn mit braunem Vollbart, zog er nicht den Hut, sondern nickte nur, um sie beide nicht loslassen zu müssen. Er scheine hier ja fast jeden zu kennen, sagte Ada. Ob Dresden denn so klein sei, dass jeder mit jedem bekannt sei?

Das bringe sein Beruf mit sich, sagte der Vater, er sei im Musikaliengeschäft und im Buchhandel. Er wünschte aber, er hätte ein paar telepathische oder noch besser hellseherische Fähigkeiten, denn ein Freund und Geschäftspartner habe ihm jetzt vorgeschlagen, ins neue Medium Film zu investieren. Margarethe hatte noch nie einen Film gesehen, aber sie spürte die gleiche Angst, die die Mutter empfand, wenn der Vater so sprach, die Angst, er könnte sich verrennen, zu weit vorwagen und das Vermögen der Familie in gewagten geschäftlichen Abenteuern verspielen. Wie solle denn der Film jemals an die Dramen ihrer großen deutschen Dichter herankommen, fragte sie. Ada, auf der anderen Seite des Vaters, widersprach, sie hatte schon einen Film gesehen, im Variété, in Berlin, wo ihre Tante wohnte. Es sei ein ganz beson-

deres Erlebnis und, auch wenn sie von geschäftlichen Dingen keine Ahnung habe, sicher auch eine ökonomische Chance. Sie hätten viel Eintritt bezahlt, aber das sei es wert gewesen.

Margarethe fand es schön, so am warm aufragenden Vater zu gehen, mit Ada auf der anderen Seite. Ada erzählte dann auf Nachfrage von sich, sie sei nach Dresden gekommen, um sich hier am Fröbel'schen Institut zur Kindergärtnerin ausbilden zu lassen, mit der Familie, bei der sie wohne, sei vereinbart, dass sie gegen Kost und Logis dann nebenbei auf ihre Tochter aufpassen werde. Margarethe hatte schon von Kindergärten gehört, aber konnte sich wenig darunter vorstellen. Ada begann, begeistert von Friedrich Fröbel zu schwärmen, dem Erfinder jener Kindergärten, dem man nach Verboten und Anfeindungen jetzt endlich Gerechtigkeit widerfahren lasse. Er habe als Erster erkannt, wie sehr unsere frühkindlichen Erfahrungen unser ganzes Leben prägen würden und was wir tun könnten, um den Menschen von morgen zu helfen, ein gutes und glückliches Leben zu führen. Ziel sei es, Innerliches äußerlich und Äußerliches innerlich zu machen und so zur Lebenseignung zu gelangen. Margarethe staunte, dass das möglich sein sollte, ob denn die Trennung von Innen und Außen beim Menschen nicht nötig sei, um unsittliches Verhalten zu verhindern? Ada erzählte so eindringlich von den Kindergärten, in denen durch das Spiel die sozialen und musischen Anlagen der kleinen Kinder gefördert würden, dass Margarethe elektrisiert war, und sogar der Vater sagte, das sei in der Tat interessant. Als sie in die Höhenstraße einbogen, schlug er vor, das Fräulein Ada solle noch auf eine Tasse Tee mit zu ihnen kommen, um das anregende Gespräch fortzuset-

zen. Die Mutter saß im Salon und spielte Klavier, ihre Finger rutschten mit einem hilflosen Glissando von den Tasten ab, als Ada hinter dem Vater eintrat. Der Vater sagte, die schöne Nachbarin tue ihnen noch die Ehre an, bei ihnen einen Tee zu trinken und sie in die Geheimnisse des Kindergärtnerns einzuweisen. Es sei doch wohl passender, wenn die jungen Mädchen auf Margarethes Zimmer gingen, sagte die Mutter. Und sie werde Sanne bitten, drüben Bescheid zu sagen, nicht dass man sich dort Adas wegen Sorgen mache.

Sie saßen vor dem Fenster an dem kleinen Tischchen, aßen Brote und tranken Kamillentee, den Sanne ihnen serviert hatte. Ada strich sich eine der goldbraunen Locken hinter die Ohren und pustete in die Porzellantasse. Um den Menschen zu einem wertvollen Mitglied der Gesellschaft zu formen, sagte sie, müsse man schon ganz früh anfangen. Schon im Kleinkind seien alle Gaben angelegt, sowohl alle Tugenden als auch alle Laster. Wenn wir mit den Kindern singen, so lehren wir sie Musik und Poesie, die Grundlagen für das Höchste, was unsere Gesellschaft hervorgebracht hat. Aber gleichzeitig lernen sie auch ein segensreiches Miteinander, aufeinander zu achten, miteinander umzugehen ohne Kampf und Gewalt.

Weißt du, Margarethe, dieses zwanzigste Jahrhundert ist noch jung und vermag so viel Gutes bereitzuhalten. Wie viel wir Menschen wissen und können, mehr als jemals zuvor. Denk doch nur an das Automobil, das Menschen so schnell von einem Ort an den anderen bringt. Unsere Großeltern haben noch über die Eisenbahn gestaunt – und jetzt erleben wir, wie der Fortschritt unser Leben verändert.

Oder die Elektrizität, sagte Margarethe, denn der Vater war stolz auf die elektrischen Lampen in der Villa Parsifal, und im Licht der warmen Tischlampe vor ihnen schimmerte Adas Gesicht, als wäre es selbst eine Lichtquelle. Es kam Margarethe vor, als hätte sie selbst soeben auch mit dem Bamberger Dialekt gesprochen, den der Vater bewundert hatte.

Oder denk an die großartige Entwicklung der Hygiene, die so viele Mütter und Säuglinge vorm Kindbettfieber bewahrt, sagte Ada. Und durch die Wissenschaft verstehen wir auch Geist und Seele des Menschen immer besser. Trotz der ganzen Erfindungen gibt es noch immer Armut und Krieg. Wenn wir als Erzieherinnen tief in die Seelen der uns anvertrauten Kinder blicken und sie zum Guten lenken, können wir mitwirken an der Welt von morgen, in der Brüderlichkeit statt Zwietracht unter den Menschen herrscht.

Sie würde ja auch gerne eine solche Ausbildung machen, sagte Margarethe. Die Psychologie des Menschen und auch des Kindes sei so ein spannendes Feld. Aber das sei wohl unmöglich, sie werde in ein paar Jahren heiraten. Im nächsten Jahr schon gehe sie zum Debütantinnenball, und danach würden noch viele Bälle und Festivitäten folgen, bis endlich der Richtige um ihre Hand anhalten würde.

Ada fragte dann vieles über den Debütantinnenball und schien fast neidisch, was Margarethe verwunderte, die den Weg der anderen viel spannender als den eigenen fand. Adas Eltern betrieben eine Metzgerei in der Nähe von Bamberg, sie hätten nicht so ein großes Haus und so viel Geld wie die Webers. So ein Unfug mit dem Geld, sagte Margarethe, es kommt doch auf die Herzensbildung an.

Auch Ada sollte heiraten, aber bis dahin sollte sie mit einer Ausbildung und einer Arbeit zum Einkommen der Familie beitragen.

Ob Margarethe denn schon einen jungen Mann kennengelernt habe, den sie sich zu heiraten vorstellen könnte? Nein, sie sind alle so –, sagte Margarethe, – affig, ergänzte Ada, und dann mussten sie beide lachen. Ada erzählte von einem Lehrer, der ihr schöne Briefe schrieb, sie aber ständig über seine politischen Ansichten belehren wollte, was unerträglich langweilig sei. Margarethe fand, eine Frau müsse zu einem Mann aufschauen können, und das sei bei den jungen Männern schwer, deren Geprahle meist kaum zu ertragen sei. Sie erzählte von ihrem Tanzstundenherrn, der die Walzerschrittfolgen so ernst und verbissen durchexerzierte und sich immer über sie erboste, wenn sie unaufmerksam war und aus dem Takt geriet. Sie waren sich einig, dass sie auf keinen Fall mit einem Pedanten verheiratet sein wollten, dann wäre es ja fast schon besser, eine alte Jungfer zu werden. Sanne kam und brachte neuen Tee und Biskuits, Hanny und Tutty kamen in ihren Nachthemden, um Gute Nacht zu sagen, und wären gerne länger geblieben. Margarethe dachte, es wäre so schön, wenn sie sich keine Gedanken um die ganze Heiraterei machen müsste. Warum musste man sich denn überhaupt mit einem Mann verbinden, würde es nicht reichen, jeden Abend an ihrem Tischchen zu sitzen und mit einer Freundin wie Ada über alles zu sprechen, was einem durch den Kopf ging.

Beim Abschied gingen sie in den Salon. Der Vater legte das Journal weg und sprang auf und bot an, Ada nach Hause zu geleiten. Aber die Mutter sagte, das sei doch nur neben-

an, Margarethe könne die Nachbarin zur Tür bringen und dann dort wachen, bis sie sicher nebenan Einlass gefunden habe. Draußen lag die Straße leer und friedlich zwischen den Gärten der Villen, im vorderen Garten blühte noch der Magnolienbaum, und als Ada jetzt unter ihm vorbeiging, ließ ein Windstoß ein paar Blütenblätter auf sie herabtanzen. Wegen der hohen Hecke konnte Margarethe Ada nicht mehr sehen, als sie nebenan begrüßt wurde, sie sah nur dunkel die Ecke der Backsteinmauer der etwas kleineren Villa, und dann hörte sie Ada rufen, Gute Nacht, Margarethe, und sie rief zurück: Bis morgen!

Margarethe und Ada trafen sich fast jeden Tag. Der Kindergarten, in dem Ada ihre Ausbildung machte, war nur ein paar Straßen entfernt, in einem kleinen blassgelben Haus, das eng zwischen höheren Nachbarhäusern eingeklemmt war. Als Margarethe ihre Freundin zum ersten Mal besuchen wollte, spielten Kinder hinter dem schmiedeeisernen Gartentörchen ein Spiel, bei dem sie sich an den Händen hielten und sangen. Dornröschen war ein schönes Kind. Hinter ihnen blühten Löwenzahn und Gänseblümchen auf einer Wiese. Sie waren in ihren Spielkitteln und mit ihren Zöpfen oder Locken selbst alle so schöne Kinder, Margarethe war entzückt von ihren Gesichtern mit glatter Stirn und klarem Blick, so viel Offenheit im Ausdruck hatte sich sonst nur Ada bewahrt. Sie stand am Tor und sah ihnen eine ganze Weile zu, bis sie sich zu streiten begannen, wer den Prinzen spielen durfte. Ein stämmiges Mädchen mit struppigen roten Haaren wollte der Prinz sein, aber auch ein kleiner Junge mit strahlend blauen

Augen. Margarethe öffnete das Törchen und stand zwischen ihnen in dem Vorgarten. Wisst ihr, was?, sagte Margarethe. Ihr seid einfach beide ein Prinz. Ihr seid ein edles Geschwisterprinzenpaar, und gemeinsam rettet ihr Dornröschen. Aber es könne ja nur einer Dornröschen heiraten, sagte der kleine Junge. Wie heißt du denn?, fragte Margarethe. Der Junge hieß Bertram und das Mädchen Elfriede. Bertram heiratet Dornröschen und Elfriede Dornröschens Bruder, bestimmte Margarethe, und die Kinder nahmen es hin und spielten, ohne zu streiten, weiter. Jetzt bemerkte Margarethe erst die Dame im langen grauen Leinenkleid, die im Schatten des Hauses, an der Seite zum hinteren Garten hin, auf einer Bank saß. Sie war etwa so alt wie die Mutter, schmal, bleich und blond und lächelte Margarethe freundlich zu. Sie könne gleich bei ihnen anfangen, sie habe ja offensichtlich eine natürliche Autorität. Margarethe wollte sich für ihr Eindringen entschuldigen, aber da kam schon Ada aus dem Haus und stellte sie einander vor, Fräulein von Treplin, die Leiterin des Kindergartens und die beste Kindergärtnerin der Welt, Margarethe Weber, meine beste Freundin.

Fräulein von Treplin trank Wasser aus denselben kleinen Blechtassen wie die Kinder, sie bot auch Margarethe eine Tasse an und sagte, nein, sie störe überhaupt nicht, sie freue sich, eine Freundin von Ada kennenzulernen. Die warme Luft duftete von den Rosen, die neben der Tür hochrankten, die Kinder lachten. Wie schön es hier ist, sagte Margarethe. Und die Kinder spielten so reizend miteinander. Ja, sagte Fräulein von Treplin, wie unterschätzt sei doch das Spiel, nur weil es den Kindern so viel Freude bereite, schätze man es gering, statt zu

verstehen, dass das Spielen für Kinder Lernen im besten Sinne bedeute, kreative Weltaneignung. Margarethe stimmte zu, Ada habe ihr von Friedrich Fröbel und seinen Kindergärten erzählt, sie sei schon ganz begeistert davon gewesen, und nun verstehe sie noch besser, was gemeint sei. In dem Moment kam aber ein kleines Mädchen laut weinend angelaufen, weil es sich das Knie aufgeschlagen hatte, und Ada ging mit ihm nach drinnen, um es zu verarzten. Fräulein von Treplin stand auf, um nach den anderen Kindern zu sehen, sie half zwei Jungen, die abseits von den anderen aus Holzklötzen einen Turm ins Gras bauten, und strich einem Mädchen übers Haar, das mit leerem Blick auf die Wiese starrte. Margarethe bewunderte, wie sie gleichzeitig hier ein Hemdchen zurechtzupfte, dort einen Ball zurückrollte und dabei allen Kindern antwortete, die mit ihr sprechen wollten. Dann kam Ada wieder und begann, gemeinsam mit Fräulein von Treplin Butterbrote und Tee an einem Gartentisch zu verteilen. Als Margarethe sich verabschiedete, schlug Fräulein von Treplin vor, sie könne doch, wenn sie das Thema Pädagogik interessiere, übermorgen mit Ada und ihr zum Erziehungsvortrag von Lina Morgenstern mitkommen.

Die Mutter kannte die Familie von Fräulein von Treplin und hatte nichts dagegen einzuwenden. Der Vater war nicht da, er war wegen seiner anhaltenden Magenbeschwerden in die Kur nach Bad Elster gefahren.

Den Erziehungsvortrag zwei Tage später hörte Margarethe mit gemischten Gefühlen. Es war aufregend, dorthin zu gehen, ohne die Eltern, wie eine Erwachsene mit Ada und Fräu-

lein von Treplin in der Reihe zu sitzen und der kleinen Frau Morgenstern zuzuhören, die sich genauso für die Gestaltung einer besseren Zukunft durch bessere Pädagogik begeisterte wie Ada. Margarethe horchte auf, als sie sagte, dass es eine bescheidene und doch gleichzeitig die höchste Tätigkeit sei, sich um die Entfaltung der Persönlichkeit der Kinder zu kümmern. Egal, wie sie sich anstrenge, die Mutter sagte ihr immer mangelnde Bescheidenheit nach. Ihre kleinen Schwestern konnten sich elegant, manchmal berechnend, manchmal in aufrichtiger Liebenswürdigkeit zurücknehmen, ihr gelang das nicht. Immer mit dem Kopf durch die Wand, sagte die Mutter oft.

Doch der kämpferische Gestus der alten Frau Morgenstern bedrückte Margarethe. Es klingt, als wäre alles ganz schlimm, sagte sie hinterher, als sie bei einer Traubenschorle im Vorraum standen, zu den beiden anderen. Natürlich gibt es arme Kinder und gefallene Mädchen und schreckliche Schicksale, vor allem in einer Stadt wie Berlin. Aber so vielen geht es doch auch sehr gut! Ich finde, sie sollte eher von all dem Guten sprechen, das wir tun können, statt von all dem Schlechten in der Gesellschaft.

Sie sagte nicht, dass besonders die Erwähnung von unehelich geborenen Kindern ihr unangenehm gewesen war. Die Kinder konnten ja nichts dafür, aber warum opferten die Mütter ihren guten Ruf und ein ehrbares Leben in der Gesellschaft für den Trieb? Dass Frau Morgenstern dies in ihrer nüchternen, etwas zu tiefen Stimme so sachlich geschildert hatte, als handelte es sich nicht um ein unerhörtes moralisches Versagen, sondern einfach um statistisch erfassbare Realitäten, war verstörend.

Es war an diesem sonnigen Maitag schon sehr warm, der Vorraum mit den weißen Säulen war voll, und einige Damen fächelten sich Luft zu. Fräulein von Treplins Gesicht war leicht gerötet, sie sah jünger aus als bei dem ersten Treffen. Margarethe, du bist jung, hübsch, gesund, von vermögenden Eltern liebevoll aufgezogen. Aber auch wenn dir das Gute zu überwiegen scheint, weil das die gesellschaftliche Schicht ist, in der du dich bewegst, gibt es sehr viele Kinder und junge Menschen, die in schwierigen und teilweise unerträglichen Umständen heranwachsen. Auch sie ziehe es vor, sagte Fräulein von Treplin, sich mit unschuldigen Kinderseelen zu beschäftigen statt mit Frauenrechten oder Fragen der Politik. Aber wenn wir dem Kind gerecht werden wollen, tut sich irgendwann die Frage nach Gerechtigkeit in der Gesellschaft auf.

Rechts hinter Fräulein von Treplin stand ein großer junger Mann mit einer grünen Samtweste. Er sah stark und unschuldig aus, wenn sie noch Rollenspiele veranstalteten, hätte Margarethe ihn wohl als Parsifal besetzt.

Jetzt kam er auf sie zu, ob sie nicht Margarethe Weber sei? Sie konnte sich nicht an ihn erinnern. Er sei im vergangenen Jahr, im letzten Spätsommer, bei einem Gartenfest im Nachbarhaus gewesen, an dem sie und ihre Familie auch teilgenommen hätten. Er stellte sich vor, er hieß Leopold Goldbaum und war ein Student der Medizin. Auf Nachfrage erzählte er, er habe vor, sich auf Kinder- und Jugendmedizin zu spezialisieren, und sei deshalb zum Vortrag gekommen, aber ansonsten sprach er gar nicht viel von sich, sondern nahm selbstverständlich an ihrem Gespräch teil. Als Margarethe

sagte, sie sei nicht mit allem einverstanden gewesen, aber hätte doch während des Vortrags eine tiefe Sehnsucht empfunden, wie Fräulein von Treplin und Ada auch den Beruf der Kindergärtnerin zu ergreifen, nur würden ihre Eltern das nie gutheißen, nickte er zustimmend und sagte, statt ihr das zu verbieten, sollten ihre Eltern doch froh sein, eine Tochter zu haben, die sich nicht nur für Mode und Vergnügungen begeistere, sondern der Gesellschaft und dem Fortschritt dienen wolle. Er hatte eine tiefe Stimme, und als er später noch einmal Getränke für die Damen holte und dann im Laufe des Gesprächs neben Margarethe auf einer Holzbank Platz nahm, schienen seine Worte über die Lehne in ihren Rücken zu vibrieren. Er begleitete Margarethe und Ada nach Hause.

Die nächsten Tage sprachen sie viel über ihn, sie fanden, er habe so eine angenehme Stimme und so freundliche braune Augen, aber Margarethe sagte, er sei womöglich nicht ganz ehrlich, denn er habe im Gespräch immer sowohl ihr als auch Fräulein von Treplin zugestimmt, obwohl sie doch manches anders gesehen hätten. Außerdem habe er vermutlich nur so getan, als wüsste er nicht, wie schön er sei, und wisse es in Wirklichkeit wahrscheinlich sehr wohl. Die jungen Männer seien ja immer so überzeugt von sich und würden sich im Zweifel höher einschätzen als angemessen. Ada fand, er habe Margarethe ganz oft angesehen, aber Margarethe war überzeugt, dass er überhaupt nur das Gespräch mit ihnen gesucht habe, weil Ada so unwiderstehlich sei.

Diese Frage löste sich ein paar Tage später auf, denn da

schickte er einen Brief und bat in gestochener geschwungener Handschrift förmlich Margarethe darum, ihn zu einem Bruckner-Konzert in der Semperoper zu begleiten. Die Mutter ließ sich den Brief geben und las ihn so gründlich, als wäre es schon ein Ehevertrag. Woher sie ihn kenne? Wie alt er sei, was er studiere? Wie er aussehe? Welchen Beruf sein Vater habe?

Ich will doch nur mit ihm in das Konzert gehen, sagte Margarethe.

Goldbaum, sagte die Mutter, das werden Juden sein. Goethe habe die Juden gut gekannt und Ehen zwischen Deutschen und Juden strikt abgelehnt. Ihr Krämersinn passt nicht zum deutschen Geist. Auf einer solchen Verbindung kann kein Segen liegen. Die Mutter stand vor dem riesigen Blumenstillleben im Salon, in dem Blüten und Blätter an den Rändern in schwarz-grüner Dunkelheit versanken, und sah Margarethe mit noch mehr kritischer Verwunderung an als sonst.

Schließlich erlaubte die Mutter, dass sie die Einladung annahm, aber nur unter der Bedingung, dass Ada oder Fräulein von Treplin oder eine ihrer kleinen Schwestern, Hanny oder Tutty, mitkäme. Ada, die Margarethe am liebsten gewesen wäre, musste an dem Abend die Tochter der Nachbarn hüten. Das Getratsche ihrer kleinen Schwestern wollte Margarethe unbedingt vermeiden, und so fragte sie am Nachmittag am Gartenzaun des Kindergartens Fräulein von Treplin, die überrascht lächelte und ohne Zögern zusagte.

Das Fortissimo der Bruckner-Symphonie zog Margarethe in einen Sog. Die Kontrabassisten bearbeiteten ihr Instrument wie Arbeiter der Schwerindustrie, die Geigenbögen stiegen ekstatisch immer wieder auf, dazwischen die entfesselten Bläser, die Margarethe von ihrem Platz in der zweiten Reihe nicht sah. Obwohl er ein Student war, hatte Leo die teuersten Karten gekauft. Er saß sehr aufrecht neben ihr. Er roch sehr angenehm nach einem teuren Duftwasser und nahm die Musik mit streng zur Bühne gerichteten Augen in sich auf. Aber als Margarethe sich traute, einmal kurz den Kopf zu ihm zu drehen, erwiderte er sofort den Blick und lächelte sie an.

Fräulein von Treplin saß hoch oben im Rang, sie trafen sie in der Pause im Foyer. Ihr sei das alles zu bombastisch, sagte sie. Leo und Margarethe protestierten, und es stellte sich heraus, dass Leo ein genauer Kenner und tiefer Verehrer von Bruckner war. Margarethe beobachtete ihn, als er sich mit seinem Glas Schaumwein in der Hand ereiferte, seine Gesichtshaut war samtweich wie die eines Kindes, und seine Wangen röteten sich ein wenig, als er gegen das Unverständnis von Fräulein von Treplin ankämpfte. Alles, was er sagte, leuchtete ihr ein, sie hätte es genau so gesagt, wenn sie das Gefühl gehabt hätte, über Musik etwas sagen zu können.

Als eine Dame in einem extravaganten rosa Spitzenkleid an ihnen vorbeischnitt, verlagerte sich das Gespräch auf die Garderobe der anwesenden Damen. Es gab neue Fronten: Leo und Fräulein von Treplin fanden es richtig, sich für einen besonderen Anlass wie einen Konzertbesuch schön anzuziehen. Nur Margarethe erschien es fragwürdig, man sei doch für

die Musik hergekommen und nicht, um sich bewundern zu lassen. Eitelkeit sei eine schlimme Eigenschaft, die Menschen daran hindere, sich auf die wirklich wichtigen Dinge zu konzentrieren. Ich verachte Eitelkeit, sagte Margarethe.

Nach dem Konzert mit seinem immer brutaleren Crescendo nahmen sie eine der blauen Droschken. Margarethe schwieg und sagte nichts, als Leo dem Kutscher die Reihenfolge der Adressen nannte, sie fuhren erst zur Wohnung von Fräulein von Treplin. Andersherum wäre es praktischer gewesen. Es war warm und dunkel in der Droschke und sehr still, nachdem Fräulein von Treplin ausgestiegen war. Leo saß ihr so groß und rätselhaft nah gegenüber und war Parsifal und Achilles in einem und auch ein wenig der verwirrte Werther, er sah sie lange an, und dann schien es ihr gar nicht ihre Hand zu sein, die er nahm und lange küsste.